

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Norman Maclean
Junge Männer im Feuer
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Das schwarze Gespenst

9

Junge Männer im Feuer

Erster Teil

23

Zweiter Teil

171

Dritter Teil

351

Anmerkung des Verlags
zur Textgestaltung

363

Bildnachweis

367

Das schwarze Gespenst

Es war wenige Tage nach dem 10. August 1949, als ich das Mann-Gulch-Feuer zum erstenmal sah und begann, schon damals zum Teil sehr bewußt, ein kleiner Teil seiner Geschichte zu werden. Ich war gerade aus dem Osten angekommen und wollte einige Wochen in meiner Hütte am Seeley Lake in Montana verbringen. Die Postmeisterin in dem kleinen Ort am unteren Ende des Sees erzählte mir von dem Feuer und daß dreizehn Feuerspringer des Forstdienstes verbrannt waren, als sie versuchten, noch vor der explosionsartigen Feuersbrunst im hohen, toten Gras den Bergkamm zu erreichen. In dem kleinen Ort am Seeley Lake und in dem weiten Land rings um den See gibt es nur Sommertouristen und Holzfäller, und da die Holzfäller die einzigen ständigen Einwohner sind, haben sie alle Postfächer auf dem Postamt – die Postmeisterin hat sie mit der Zeit selbstverständlich alle kennengelernt, und so kommt es, daß sie, auf klatschhafte Weise, eine Menge über Wälder und Waldbrände weiß. Da sie und ich alte Freunde sind, habe auch ich ein Postfach, und jeden Tag, wenn ich meine Post abholte, erzählte sie mir sämtliche Neuigkeiten über die toten Feuerspringer, von denen die meisten junge College-Studenten gewesen waren. Nach einer Woche wurde mir klar, daß ich das Mann-Gulch-Feuer mit eigenen Augen sehen mußte, solange es an manchen Stellen noch brannte.

Ich wußte selbstverständlich, daß ein Feuer dieser Größe auch dann noch brennen würde, nachdem es schon längst unter Kontrolle war. Während des Ersten Weltkrieges, als es an Männern fehlte, hatte ich für den Forstdienst gearbeitet, und ich war erst fünfzehn, vier Jahre jünger als Thol, der jüngste der Männer, die in der Mann Gulch gestorben waren, und so hatte ich, bis ich so alt

war wie er, bereits in mehreren großen Feuern gestanden. Ich wußte, zum Beispiel, daß das Mann-Gulch-Feuer noch lange Zeit brennen würde, denn ich war einmal im November mit meinem Vater zur Rotwildjagd in ein Gebiet zurückgekehrt, in dessen Nähe ich im Sommer zuvor ein großes Feuer bekämpft hatte, und zu meiner Überraschung hatte ich gesehen, daß Baumstümpfe und umgestürzte Bäume noch immer brannten. Rauch stieg aus schwarzen Löchern im Schnee.

Aber obwohl ich wußte, daß wahrscheinlich noch bis Ende November Rauch aus der Mann Gulch aufsteigen würde, kam Ende August ein Tag, als ich den Klatsch auf dem Postamt über das Feuer einfach nicht mehr hören konnte. Ich hatte sogar eine Ahnung, warum ich das Feuer auf der Stelle sehen mußte. Ich hatte einmal ein Gespenst gesehen, und das Gespenst hatte mich wieder gepackt.

Das große Feuer, das damals noch bis spät in die Jagdzeit gebrannt hatte, war am Fish Creek ausgebrochen, an dem Fluß Fish Creek, der nach meiner Erinnerung ungefähr neun Meilen Fußpfad von Lolo Hot Springs entfernt ist. Fish Creek war eine gute Gegend für Rotwild, und die wenigen Homestead-Siedler, die sich dort niedergelassen hatten, lebten davon, daß sie die kärglichen Erträge ihrer steinigen Gärten mit dem Bargeld aufbesserten, das sie im Herbst von den Rotwildjägern kassierten, für die sie ihre Blockhütten für eine Nacht in Jagdhütten verwandelten. Das Rotwild war somit ein notwendiger Bestandteil ihres wirtschaftlichen Auskommens und ihrer Ernährung. Sie hatten das ganze Jahr über Wild auf dem Tisch, da sie nie von den Jagdaufsehern behelligt wurden, wenn sie Wild außerhalb der Jagdzeit erlegten, jedenfalls nicht, solange sie sich nicht damit brüsteten, dem Gesetz ungestraft ein Schnippchen zu schlagen.

Diejenigen von unserer Feuerwehrmannschaft, die von der Ranger-Station in Lolo Hot Springs geschickt worden waren, waren sich ziemlich sicher, daß das Feuer von einem Siedler gelegt worden war. Der Forstdienst hatte einer Schäferei die Erlaubnis

erteilt, eine etwa tausendköpfige Herde an einem der Hauptzuflüsse zum Fish Creek weiden zu lassen, und Sie wissen wahrscheinlich – Jäger sind sich in dieser Sache völlig sicher –, daß Schafe eine Weide so stark abfressen, daß für Reh und Hirsch kein Halm mehr übrigbleibt. Die Jäger behaupten sogar, daß nicht mal eine Heuschrecke mehr von dem Gras leben kann, das die Schafe übriglassen. Das Feuer war in Mündungsnähe des Nebenflusses gelegt worden, wie wir vermuteten, in der Annahme, daß das Feuer entlang dieses Nebenflusses flußaufwärts brennen würde, der durch einen kastenförmigen Canyon verlief, Steilhänge überall, ohne einen Ausweg für die Schafe. Vom Standpunkt eines Jägers war es ein guter Ort, Schafe sterben zu lassen. Das Feuer brannte jedoch nicht nur flußaufwärts, sondern auch -abwärts bis zur Mündung in den Fish Creek, wo es dem Land schwere Schäden zufügen konnte. Wir versuchten zunächst, den Fish Creek zur »Feuergrenze« zu machen, weil wir hofften, das Feuer am Wasser aufzuhalten, aber als es das dichte Gebüsch auf dem einen Ufer des Creek erreichte, machte das Feuer nicht einmal eine Pause, um zurückzuweichen und einen neuen Anlauf zu nehmen, bevor es zum Gebüsch am anderen Ufer übersprang. Somit waren wir diejenigen, die schleunigst zurückweichen mußten. An dieser Stelle fließt der Fish Creek in einem derart engen und gewundenen Canyon, daß der Pfad, der an ihm entlangführt, am Abhang verläuft, also zogen wir uns auf diesen Pfad zurück, der unsere zweite Verteidigungslinie sein sollte.

Ich stand an der Stelle, wo das Feuer den Pfad übersprang. Zunächst war es nicht größer als ein kleines Indianer-Lagerfeuer und sah eher so aus, als könne man sich ihm nähern, um sich daran die Hände zu wärmen, und gar nicht so, als würden von einem nach wenigen Minuten nur noch die betenden Überreste mit nichts als einem Gürtel am Leib übrigbleiben. Für einen Augenblick oder zwei hätte ich noch über das Feuer hinwegsteigen und es genau-sogut von der flußaufwärts gelegenen Seite bekämpfen können, und auch als es ein bißchen größer wurde, hätte ich immer noch

darum herumgehen können. Statt dessen bekämpfte ich es, wo ich stand, und zwar aus keinem anderen Grunde, als daß uns allen beigebracht wird, auf dem brennenden Deck auszuhalten. Ich kam nie auf den Gedanken, daß ich Alternativen hätte. Ich habe nicht einmal gesehen – jedenfalls nicht, bevor ich am nächsten Tag zurückkehrte –, daß ich bloß über das Feuer hätte hinwegsteigen müssen, um auf der Seite zu sein, wo das Feuer bald ein Zedern-dickicht erreichte, dessen abgefallene Nadeln am Boden eine dicke, feuchte Schicht gebildet hatten, in der das Feuer nur langsam kriechend und schwelend vorankam.

Das Feuer, das durch die Büschel von Haar-, Bartgras und Trespe vom Fluß auf mich zukam, hielt einen Augenblick inne, als es den Pfad erreichte, den wir als Feuergrenze zu nutzen hofften. Das Gras auf beiden Seiten des Pfades fing nicht so schnell Feuer wie das Buschwerk an den Ufern des Flusses. Hier wiegte sich das Feuer wie ein Weitspringer vor und zurück, bevor es seinen Anlauf zum Absprung nahm. Dann sprang es. Eins nach dem anderen erreichten ähnliche Feuer die Linie, wiegten sich vor und zurück, und sie haben es alle geschafft.

Ich gab auf und lief den Berg hinauf. Anders als die jungen Männer am Mann-Gulch-Feuer, die erst rannten, als sie schon fast oben waren, lief ich gleich ziemlich weit unten los. Nach den Aussagen der Überlebenden kriegten sie es erst auf den letzten hundert Yards mit der Angst zu tun. Meine Erfahrung lautet, daß ich Angst hatte, bis ich fast oben war, als alle Empfindungen – Furcht, Durst, der Wunsch, einen Augenblick anzuhalten und zu beten – von der Erschöpfung nicht mehr zu unterscheiden waren. Anders als das Mann-Gulch-Feuer war das Feuer hinter mir jedoch niemals eine richtige Explosion; es stand niemals als zweihundert Fuß hohe Flamme am Himmel. Es war allerdings vor mir und hinter mir und konnte sich nur in die Höhe ausbreiten. Oben bestand es aus kleinen Brandherden, die ein Himmel brennender Äste entzündet hatte. Die Brandherde zwangen mich, meinen Weg zu ändern, weil sie aufeinander übersprangen und eine Flammen-

lawine bildeten, die den Berg hinab- und hinaufrollte. Ich suchte unentwegt nach Schlupflöchern im Rauch, der bisweilen verkehrt herum brannte. Hinter mir, wohin ich nicht zu blicken wagte, war das Feuer Lärm und Hitze, ein mahlendes Geräusch wie ein Güterzug. Wo das Gras nur dünn wuchs, hörte es sich an, als hätte der Güterzug das Tempo gedrosselt, um eine Brücke zu überqueren oder vielleicht in einen Tunnel einzufahren. Beides wäre möglich gewesen, denn einen Augenblick später brauste es wieder und holte auf. Es schloß so dicht auf, daß es sich anhörte, als ob es Knochen zerbräche, und meine Knochen waren die einzigen weit und breit. Dann fuhr es in einen Tunnel ein, und ich hatte wieder Hoffnung. Ob es nun knatterte oder krachte, ich hatte immer Angst. Immer Durst. War immer erschöpft.

Auf halbem Weg, sogar noch weiter oben, hörte ich eine Stimme neben mir, als sich das Tosen des Hauptfeuers für einen Augenblick zum Rattern leerer Eisenbahnwaggons abschwächte. Die Stimme kam den Berg herauf, bis sie mit mir auf gleicher Höhe war, und sagte: »Wie geht's denn so, mein Junge?« Die Stimme war vielleicht mit einem brennenden Ast heruntergefallen, oder vielleicht gehörte sie auch jemandem aus unserer zusammengewürfelten Mannschaft, den ich noch nie gesehen hatte. Das einzige, was mir auf den ersten Blick an ihm auffiel, war, daß er nicht ausrutschte, weil er ein Paar Bergsteigerstiefel mit Stollen trug.

Als Antwort auf seine Frage, wie es »seinem Jungen« gehe, erwiderte ich: »Ich rutsche immer wieder zurück«, wobei ich zurückzeigte, aber nicht zurückblickte. Ich zeigte auch auf meine Schuhe.

Ich war den zweiten Sommer beim Forstdienst, deshalb wußte ich, was gute Bergsteigerschuhe waren und wieso grobe Nägel an den Sohlen nicht ausreichten, für festen Tritt an den Abhängen zu sorgen, besonders wenn sie glitschig und grasbewachsen waren, aber ich war jung und versuchte immer noch, solch rauhen Wirklichkeiten wie dem Erwachsenwerden zu entfliehen und mich davor zu drücken, einen halben Monatslohn für ein gutes Paar

Schuhe zu bezahlen. Infolgedessen war ich in ein Geschäft gegangen, das Armee-Restbestände verkaufte, und hatte ein Paar Schuhe erstanden, die vom Ersten Weltkrieg übriggeblieben waren. Es waren billige Schuhe, und an steilen Abhängen boten sie keinen Halt, deshalb hatte ich an den Rändern grobe Nägel in die Sohlen geschlagen, und solche Nagelschuhe sind bald so glatt wie Schlittschuhe. Das Gespenst mit den Stollen stieg schnurstracks den Berg hinauf und ruschte niemals aus, aber ich mußte kleine Zickzacksprünge machen und die Ränder meiner Sohlen fest in den Boden rammen.

Durch mein Selbstmitleid hatte ich das Gefühl, nicht mehr weiterzukönnen; durch mein Entsetzen fühlte ich mich erschöpft; da ich darauf wartete, daß das Gespenst mit den Stollenschuhen mir helfe, fühlte ich mich erschöpft; durch meinen großen Durst konnte ich keine Worte bilden, um um Hilfe zu bitten, und fühlte mich deshalb erschöpft. Wird man am Berg von einem Feuer eingeschlossen, wird alles zu einer Form von Erschöpfung – Angst, Durst, Entsetzen, ein Zucken des Fleisches, das immer noch das Leben vorzieht, alles wird einfach Erschöpfung. Somit ist bei näherer Betrachtung der Tod durch Verbrennen am Berg mindestens ein dreifaches Sterben und kein zweifaches, wie zuvor gesagt worden ist – zuerst, noch mit beträchtlichem Vorsprung vor dem Feuer, erreicht man die Schwelle des Todes mit den Stiefeln an den Beinen; als nächstes versagen einem die Beine, und man fällt zurück in die Gefilde seltsamer Gase und rot-blauer Pfeile, wo es keinen Sauerstoff gibt, und hier stirbt man in der Lunge; dann sinkt man betend zu Boden und fällt in das Hauptfeuer, das einen verzehrt, und wenn man Katholik ist, bleibt von einem kaum mehr übrig als das Kreuz.

Das schwarze Gespenst, das geradeaus gehen konnte, kam näher und blickte mich an. Ich erwiderte seinen Blick voller Angst. Das schwarze Gespenst hatte ein rotes Gesicht. In leichteren Zeiten hätte er ein Alkoholiker sein können, doch jetzt war das meiste der Röte mit Sicherheit ein Widerschein der Flammen. »Kann ich ir-

gendwie helfen?« fragte das rote Gesicht und wurde wieder zu einer Stimme.

Ich dachte, mir sei nicht mehr zu helfen, doch ich schluckte den Durst in meiner Kehle runter, um ein Wort zu finden, und sagte: »Ja.« Als ich dazu imstande war, sagte ich: »Ja, danke.«

Das schwarze Gespenst kam näher, die Röte in seinem Gesicht brannte unentwegt weiter. Dann gab es plötzlich eine Explosion in seinem Gesicht, in dem sich etwas widerspiegelte, das entweder hinter ihm lag oder in ihm steckte, und er schlug mir ins Gesicht.

»Mein Gott«, sagte ich und segelte schräg den Abhang hinunter. Stolpernd und schwankend wußte ich nur eines: Wenn ich stürzte, würde ich womöglich nicht mehr aufstehen können. Als ich wieder zu Atem kam und die heiße Luft in der Lunge behalten konnte, heulte ich laut auf, vor allem, als mir klarwurde, daß mich jetzt nur noch meine Stiefel aus Armeebeständen retten konnten. Immer noch in Tränen, stieg ich fast ohne auszurutschen den Abhang in nahezu gerader Linie hinauf, bis ich die Höhe erreicht hatte, wo ich angegriffen worden war. Hier blieb ich stehen und hielt Ausschau nach dem Täter, aber der war schon weit oben am Berg, und er äugte auf mich herab aus einem Höhlenschlund, der sich dann und wann in der roten Flammenwand öffnete.

Das ist alles, was ich über die gewalttätige Erscheinung weiß, die einen knappen Vorsprung vor dem Feuer hatte. Er muß einer von den Feuerwehrmännern gewesen sein, die in den Bars von Butte aufgelesen worden waren. Ich hatte ihn nie zuvor und habe ihn seitdem nie wieder gesehen. Vielleicht war er ein Säufer aus Butte, der vor Durst den Verstand verloren hatte. Vielleicht war er ein Bergmann aus Butte mit Tuberkulose, dessen Lunge durch die Hitze der Luft, die er zu atmen versuchte, kollabierte. Es ist sogar möglich, daß außer dem Feuer, vor dem er seinen Vorsprung bewahren wollte, noch etwas anderes in ihm arbeitete, etwas Schreckliches, das ihm angetan worden war und für das er sich rächen mußte, bevor er sich den Flammen überließ. Was auch im-

mer der Fall gewesen sein mochte, war ich wohl im richtigen Augenblick aus dem Rauch aufgetaucht, jung, wie gelähmt und unfähig, etwas gegen ihn zu unternehmen, wenn er täte, was er tun wollte. Also tat er es.

Oben öffnete sich dann und wann ein Spalt in der roten Wand. Aus seiner Öffnung wich eine Gestalt zurück und stieg auf in den Himmel, bis sie dort hing wie eine Fledermaus an der Decke einer Höhle. Er beobachtete mich unablässig, aber ich weiß nicht, was er zu sehen hoffte. Am Ende hing er kopfüber an seinen Klauen.

Ich habe keine klare Erinnerung, wie ich den Rest des Weges bis zum Kamm geschafft habe, nur daß ich, oben angekommen, das Feuer löschen mußte, das in meinen Schnürsenkeln glomm. Ich dachte weder an die Mannschaft noch daran, wo ich sie finden konnte. Ich dachte nicht an das Gespenst. Nachdem ich den Bergkamm erreicht hatte, konnte ich eine Zeitlang nicht daran denken, was hinter mir lag. Ich dachte daran, was vor mir lag, und am nächsten lag die Jagdhütte oben am Hauptzufluß des Fish Creek, wo mein Vater und ich uns während der letzten beiden Jagdsaisons einquartiert hatten. Sie wurde von einer Frau betrieben, von Mrs. Brown, die eine gewisse Ähnlichkeit mit meiner Mutter hatte, aber noch mehr mit einer Indianerin mit braunen Krähenfüßen in den Augenwinkeln. Außerdem war sie eine gute Schützin; wenn einer ihrer Gäste nichts erlegt hatte, ging sie an seinem letzten Morgen ein oder zwei Stunden auf die Pirsch und schoß einen Hirsch für ihn. Ich dachte mir, wenn ich den Bergkamm flußaufwärts gehe und dann dort, wo die Jagdhütte liegt, zum Fluß hinabsteige, wird Mrs. Brown etwas für mich tun können, selbst wenn ich in ziemlich schlechter Verfassung bin. Ich dachte, sie könnte vielleicht sogar einen Hirsch für mich schießen, und dann dachte ich, nein, Unsinn – du brauchst keinen Hirsch, aber geh trotzdem. Du brauchst doch etwas.

Da ich wieder angefangen hatte zu denken, überkam mich auch wieder die Erschöpfung. Mrs. Brown kann Männern helfen, die sich selbst nicht helfen können, dachte ich, und meine Erschöp-

fung übersteigt alle Begriffe. Ich brauchte beinahe bis zum Einbruch der Dunkelheit, um mich ihrer Hütte bis auf eine Viertelmeile zu nähern. Dann verbannte ich die Erschöpfung aus meinen Gedanken und rannte die letzte Viertelmeile, um rechtzeitig dort anzukommen, obwohl Zeit nichts anderes war als die Nachwehen der Vergangenheit, ohne Bedeutung für die Gegenwart. Ich brach nicht zusammen, schwankte aber in dem Luftzug, der entstand, als sie die Tür ihrer Hütte öffnete.

Sie fragte nicht. Sie sagte ganz ruhig: »Komm rein und leg dich hin. Du siehst ganz blaß aus.« Ich war verwirrt. Ich war sicher, daß ich schwarz war. »Nein«, sagte sie, »du bist ganz blaß.«

Sie prüfte das Wasser im Eimer, das aber offenbar lauwarm war; also ging sie zum Fluß und schöpfte einen Eimer kalten Wassers. Dann sagte sie: »Ich hab dir doch gesagt, du sollst dich hinlegen.« Sie hatte immer noch keine Frage gestellt. Wer sein Leben in einer Blockhütte verbracht hat, weiß, daß es Zeiten gibt, in denen man handeln muß, bevor man herauszufinden versucht, was eigentlich geschehen ist.

Sie spülte mich immer wieder mit kaltem Wasser ab und fühlte dabei jedesmal meinen Puls. Zu guter Letzt fühlte sie noch einmal meinen Puls, nickte und goß eine ganze Kelle Wasser über mich, um mir zu bedeuten, daß meine Genesungszeit zu Ende sei. Sie knöpfte mir das Hemd zu und sagte: »Wenn du diesen Herbst auf die Jagd gehst, wirst du auf deine Kosten kommen.«

Erst dann versuchte sie herauszufinden, was mir passiert und wie ich zu ihr gekommen war. »Hast du versucht, das Feuer aufzuhalten?«

»Mrs. Brown?« fragte ich. »Haben Sie es gelegt?« führte ich meine Frage zu Ende.

»In der nächsten Jagdsaison wirst du keinerlei Schwierigkeiten haben, auf deine Kosten zu kommen«, versicherte sie mir erneut.

Ich wußte, daß sie weiter nichts mehr sagen würde und daß ich am besten nicht mehr fragen sollte.

»Für einen Pastor«, sagte sie, »ist dein Vater sehr geschickt mit einem Gewehr.«

Ich sagte: »Er ist auch gut mit einer Schrotflinte.«

Sie sagte dann: »Morgen werde ich ihm schreiben und ihm mitteilen, was passiert ist.«

Ich sagte zu ihr: »Lassen Sie das lieber. Er weiß, daß ich selbst auf mich aufpassen kann.«

Ich war mir nicht sicher, ob ich bei ihr hätte Hilfe suchen sollen, jetzt, wo ich keine Hilfe mehr brauchte. Selbst kräftige Frauen, die gut mit einem Gewehr umgehen können, werden mütterlich, wenn alles vorbei ist.

Sie gab mir den Rat: »Bleib hier und ruh dich bis morgen aus. Dann gehst du zurück nach Lolo Hot Springs und meldest dich dort auf der Ranger-Station.«

Nach anderthalb Eimern kalten Wassers brauchte ich keine Indianermutter mehr, und das wollte ich klarstellen. Ich sagte, auch wenn sie eine gute Schützin war: »Danke, heute nacht bleibe ich hier, aber morgen gehe ich zum Feuer zurück und sehe zu, ob ich die Mannschaft finden kann.« Für mich behielt ich, daß ich hauptsächlich sehen wollte, wo das Feuer über den Pfad gesprungen und ich vor ihm den Hang hinaufgelaufen war, denn nicht immer laufen wir aus Angst nur davon – bisweilen ist es auch so, daß wir aus Angst zurückkehren und uns ansehen, was es war, das uns davonlaufen ließ.

Obwohl ich am nächsten Morgen sehr müde war, machte ich mich in aller Eile auf zu der Stelle, wo das Feuer den Pfad übersprungen hatte. Erst als ich mir die Stelle anschaute, ging mir auf, daß ich bloß über ein kleineres Feuer hinwegzusteigen gebraucht hätte und dann auf der Seite mit der Zedernnadelschicht gewesen wäre. Dann hätte ich nicht um mein Leben bergauf gegen einen Riesen rennen müssen und wäre nicht unterwegs von einem Gespenst angehalten worden.

Ich bin mehrere Male zu jener Stelle zurückgekehrt. Im Herbst des Jahres, als das Feuer ausgebrochen war, sagte ich zu meinem